Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Hansjakobs Brautfahrt
Autor: Frei-Uhler, Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575135

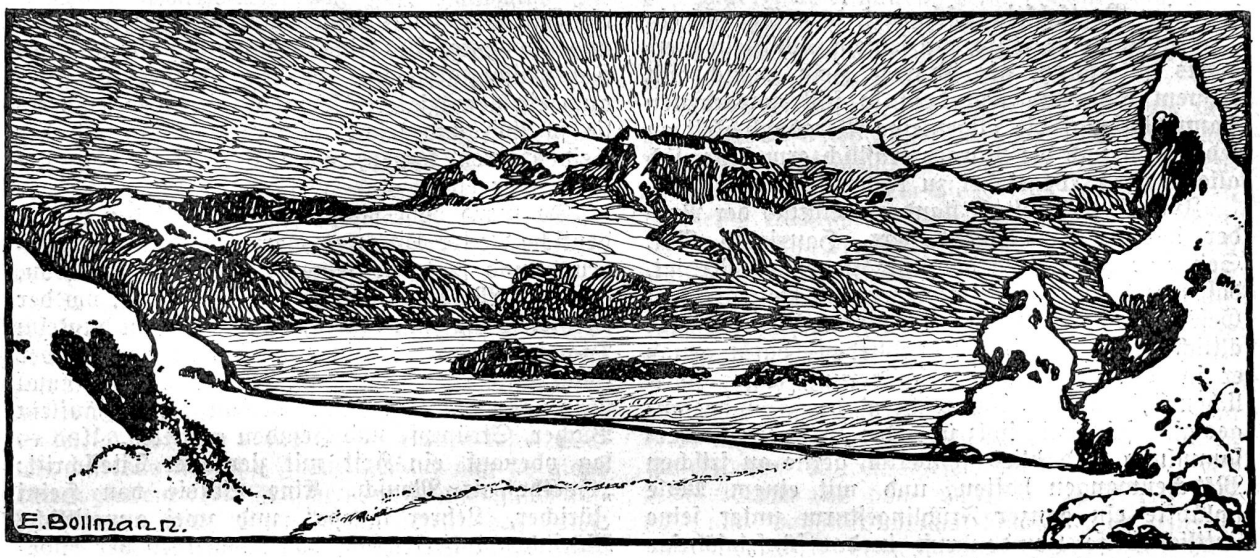
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wintertag

Durchs weißverschneite Feld stampfte mein Tritt.
Der Rauhreif starrte wild von Baum und Strauch,
Und rings versank das Land in Nebelrauch.
Lastende Trauer ging mit mir im Schritt.

Ich kannte ihren stillen Würgerbrauch:
Ich stieg zum Berg, sie stieg geduldig mit,
Und was ich auch an Höhe mir erstritt,
Auf Stirn und Nacken saß ihr kalter Hauch.

Da reißt der Qualm. Ein Wolkenmeer zu Füßen,
Seh' Baum und Strauch ich mit verzückten Zweigen
Im Glitzerkleide durch den wärmend süßen
Sonnigen Ueberfluß gen Himmel steigen!
Und durch die Welt vom Rand der Erde grüßen
Die Firnen her in Silberlicht und Schweigen . . .

Konrad Falke, Zürich.

Hansjakobs Brautfahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Marie Frei-Uhler, Höngg.

Die Gemeinde von Linda sang in feierlich langgezogenen Tönen ein altes Sterbelied. Im Hintergrunde seiner Kanzel saß Pfarrer Heitz und überdachte noch einmal seine Totenpredigt. Und er hätte gerne den Sommersonnenschein mit dräuenden Wetterwolken getauscht, und nach seiner Begehr hätte ein Sturmwind den Predigtworten Melodie gegeben. Pfarrer Heitz gedachte heute selbst zu donnern gleich einem Propheten des alten Bundes; denn sie begruben heute zu Linda einen Christen, der über allen zeitlichen Gütern die ewigen vergessen hatte und im Weinrausch dahingefahren war.

Aber unter dem schweren Sang seiner Gemeinde ward die zürnende Seele des alten Herrn weich und milde gestimmt, und Pfarrer Heitz ließ den toten Tannenhöfler von Linda, Hans David Rot, in Frieden zu seinen Vätern abziehen. Dafür verbreitete er sich des längern über den Tannenhof. Er ließ die schweren braunen Türen von den vergangenen eingeborenen Geschlechtern erzählen, die langen glänzenden Tische vom Kriegsvolk der Russen, das hier ohne Maß getrunken, den gewaltigen Ofen von den kranken Bourbaki-Soldaten, die um ihn gekauert, den großen Feuerherd von den rüstigen Mägden, die dort geschafft — ja, des alten Herrn jugendmuntere Beredsamkeit lief in alle Giebelstuben des Hofes, in die großen Scheunen und ins Blumengärtlein mit seiner sommerlichen Lilienpracht.

„Ei," dachte Jungfer Bäbeli Rot, ein spätes Mädchen von Linda, „nun predigt unser Herr von den Häusern statt von den Toten. Aber es läßt sich hören. Und wenn ich dereinst das Zeitliche segne, mag er von der Trotte berichten, darin ich gewohnt, und von den guten Weinjahren. Das mag manchem kurzweiliger klingen und besser, als wenn er meine Seele zergliederte und verriete, daß ich einst aus der Ferne einen Schwaben, einen Ungarn und einen Franzosen zu selber Zeit heftig liebte und also dreimal das Vaterland preisgab.

Die Frau Pfarrerin hatte schon öfters gewaltig

ins feine Nastüchlein geschneuzt, dem Gemahl ein Zeichen und eine Bitte, mit seinem Schifflein uferwärts zu fahren, als Pfarrer Heiß endlich mit kühnem Schwung von dem so still gewordenen Tannenhof auf die allgemeine Vergänglichkeit zu reden kam und die Bürger ernstlich ermahnte, sich allesamt zur Wegefahrt zu rüsten.

Im ersten Leidstuhl stand gravitätisch der Bruder des toten Tannenhöflers, Hansjakob Rot. Seinem Ohr entging die leise Klage der Predigt, daß von dem einst so männer- und frauenreichen Geschlechte der Tannenhöfler nur noch ein einsam ältlich Menschenkind übriggeblieben, dafür genoß er in vollen Zügen die Schilderung seines stattlichen Heimwesens. Und während des Schlußgesanges ging sein Blick stolz über die große Trauerversammlung und blieb sonderlich gerne an frischen Mädchenwangen haften, und mit einem Male schlüpfte ein ganzer Frühlingssturm unter seine stattlich steife Hemdenbrust in das fünfzigjährige Herz hinein. Hei, der Hansjakob holte sich am Ende noch die schönste Frau als Hauswirtin in den Tannenhof; nun konnte ihn der weiberfeinde Bruder nicht mehr hindern. Aber von dem lauten Liebessturm ward das Mitleid um den toten Bruder wach, und weinend klagte der alte Bursche vor sich hin: „Du armer Hans David, du dummer Gespan, was hast nun von deinem Schinden und Schaffen im Kirchengräblein? Hattest dein Roß so gern und Bohnen mit Speck. Und alles ist dahin. Gott hab dich selig!“

Als die fröhlichen Trauergäste von den gutbesetzten Tischen im Tannenhof aufstanden und hinausschritten, allwo behäbige Pferde an ländlichen Karossen warteten, bemerkten sie den Vetter Hansjakob traurig auf dem Bänklein vor dem Haus. Sie riefen in ihrem heitern Sinn: „Tröst Euch Gott, Herr Vetter!“ und rasselten davon.

Wie sie mit der Straßenbiegung hinter die Heidenföhren kamen, tönte es von fernher: „Goldne Abendsonne, wie bist du so schön ...“ Jetzt hätte der einsame Bursche gerne des Bruders Drängen gehört: „Hei, lauf, Hansjakob, schaff!“

Was war mit des Bruders Roß, daß es nicht scharrte? Hansjakob ging in den Stall und fand ihn leer. Das Rößlein aber flog indes über das Feld dahin und trug als Reiter den jungen westfälischen Hofknecht Karl Joachim. Als die Trauergäste tafelten und die Becher klangen und die Abendsonne so mild und schön über dem weiten Feld stand, da schwang er sich aufs Roß. „Heute rot, morgen tot!“ sagte er und sprengte in die Weite. Zwanzig Jahre seiner Jugend hatte Karl Joachim in Armut und Enge gelebt. Seine Seele ward weit und frei, als er die Wanderschuhe anzog und südwärts reiste, und heute nahm sie Flügel an. Karl Joachim wußte nun, daß er noch Bedeutendes vollbringen wollte auf politischem Gebiet, nur wußte er nicht, sollte er über den Gotthard und dort die Meinung sagen über die Pfaffen oder wollte er am Ende zurück nach Waldshut, beim Schustermeister Körble Geselle werden, dieweil um die Ecke herum das Liesele mit den treuen Blauaugen wohnte. Als seine Gedanken in also lyrisches Fahrwasser gerieten, tat das Tannenhofrößlein auch ein gemäßigteres Tempo anschlagen, und als sie so lind und leicht über den Moosgrund der Heidenföhren kamen, nickte der westfälische Revolutionär ein.

Da ward dem Roß Wilhelm Tell der reichsdeutsche Reiter lästig: es warf ihn auf den Waldgrund und jagte ob seiner Ledigkeit froh davon, aus dem Wäldchen hinaus zur Kiesmulde, wo der Meister so oft hingefahren, und glaubte in dunkelm Drang, ihn dort zu finden. Und es rannte über Stock und Stein hinab und stolperte auf einmal über einen Sack, daß diesem ein Häuflein Bücher, Strümpfe und Hemden entfielen. Und es lag obenauf ein Heft mit ziervoller Titelschrift: „Goethe als Mensch. Eine Studie von Heini Züricher, Lehrer in spe“, und zwei appetitliche Würstchen kollerten auf das Heldenlied der Nibelungen. Ein junger brauner Geselle hob sich bedächtig mit langen Gliedern.

„Ei,“ dachte Heini Züricher, der junge Pädagoge, „ein frommes Rößlein hält meiner Wache; das ist, wie wenn eine Novelle mit mir beginnen wollte. He nun, das wär nach meinem Sinn! Warum zieht der Heini in die Weite? Weil noch kein Amt seiner bedarf, weil die Mutter ihn hinausgesandt, daß er die Welt schaue und daß derweil der Faulenzer ihrem schaffigen Sinn kein Aergernis sei. Aber er fängt erst in kühlen Abendzeiten zu wandern an; denn seltsam schön ists, durch schlafende Dörfer zu schreiten über stille Wege mit silbernen Bächlein zur Seite. Dann nimmt er seine Flöte hervor und läßt sie singen, und ihm ist, als schreite der alte Pan über die Erde dahin.“

Zu später Abendstunde tappte das Roß Wilhelm Tell, das mit dem blonden Westfalen ausgezogen war, mit dem braunen Eidgenossen durch die Wiesenwege zum Tannenhof hin und hielt still vor dem Bänklein, allwo Hansjakob verwundert den Graukopf hob und staunenden Blickes den jungen fremden Reiter musterte. Aber selben Abends noch wurden die zwei Männer Freunde. Heini Züricher, der Pädagoge und romantische Wanderer, glaubte in Hansjakob ein eigenartiges Wesen gefunden zu haben und meinte, daß dieser nach der Erscheinung des Rößleins ein weiteres Anzeichen der beginnenden Novelle sei. Und dem Hansjakob ward's wohl, wenn er in die jungen braunen Augen des Burschen schaute, und er hatte das sichere Gefühl, daß dieser in aller Ehrbarkeit ein großer Faulenzer sei, einer, mit dem man in Frieden und Gründlichkeit die Welt und alles Menschengetrieb begutachten könne. Er bat den Heini Züricher, etliche Tage auf dem Tannenhof zu verweilen, ihm sein zerschlagen und einsam Gemüt aufzurichten und nebenbei im Rebwerk beizustehen.

Sechs Tage lang hatte nun das Leben des Tannenhöfler ein ausgesprochen geistiges Gepräge, und der Himmel sandte jeweilen zu früher Stunde

dräuende Wolkenheere, daß Herr Hansjakob mit seinen Gesellen eilends aufbrach, um bei Zeiten vom Rebberg auf das sichere Bänklein vor der Haustüre zu gelangen. In diesen sechs Tagen erfuhr nun die Weltgeschichte und die Weltweisheit von jenem Bänklein aus drei neue Beleuchtungen: nach des Tannenhöflers Ansicht war die Liebe schuld an allem Menschentun und -denken, nach Heini Züricher die Wanderlust und Wissensfreude und nach Karl Joachim, dem Reichsdeutschen, der Hunger und Durst.

Es geschah aber, daß am sechsten Abend, als die drei eben der Erdkugel ein schreckhaftes Ende, den Sturz auf die Sonne geweissagt hatten, im goldenen Abendlicht ein junges Weib den Tannenhofweg zur Bank der Philosophen geschritten kam. Spielend hob der Wind all die lichten losen Löcklein um das liebliche Frauengesicht, daß sie gleich einem güldenen Heiligenschein im Sonnenglanz aufleuchteten. Mit leisem Gruß schritt das junge Wesen am Hof vorbei, den Grünbuck hinan, wohl über die Rheinfähre ins badische Land.

Da kam auf der Bank des Tannenhofes das Gespräch urplötzlich von Erdrutschen, Feuerbergen und Gletscherzeiten auf die Liebe und hielt diese fest weit in die Mondnacht hinein. Und ein jeglicher tat nun kund, was er von dieser uralten heiligen Macht, also nannte sie der Schulmeister Heini Züricher, schon am eigenen Herzen erfahren.

Heini Züricher hielt im Mondlicht eine große laute Uhr mit Kette empor. An dieser Kette baumelte ein Kuhglöcklein, das gab ein feines Klingen von sich und trug zwei gemalte blaue Herzen, die ein goldener Pfeil durchdrang. Am letzten Turnfest hatte es Gritli ihm zugesteckt, und abends darauf hatte er ihr zwei rote Nelken ins Fenster geworfen. Fast wäre etwas geworden daraus. Ein andermal zog er mit Kameraden durchs Land, und sie kamen an einem alten Patrizierhause vorbei, wo über blumigem Balkon ein wunderschönes Mädchenbild sich neigte. Hatte da Heini Züricher sein Hütlein geschwungen und angestimmt: „Sah ein Knab ein Röslein stehn ...“ Und als dies verklungen, ward ihm ein fliegendes Küßlein zum Lohn. Dies Vorkommnis hatte nebenbei noch einen bildlichen Wert. Es war die Huldigung, die ein feines Sprößlein edler alter Schweizerart ihm, dem jungen Sohn des Volkes, bot.

Der Westfale hingegen hatte schon zwei Bräute gehabt, drei Schwärme und eine Schmachtung. Die Brautschaften scheiterten an der allzu großen Frömmigkeit der einen und an der Geldsucht der andern Maid. Die eine war ein Schaf, die andere ein Pfau, respektive ein Esel. Den beiden war er glücklich entronnen, und seine Gedanken liefen nun mit dem Rheinwasser abwärts gen Waldshut und gingen beim Schustermeister Körble um die Ecke, wo das Liesele mit den treuen Blauaugen wohnte.

Etwas verhüllt und unklar sprach diesmal Hansjakob, der Tannenhöfler. Aber man entnahm der Schilderung so ungefähr, daß er vor zwanzig Jahren sein Heil an fremden Kilben gesucht. Das eine Mal kehrte er hinkend heim, ein andermal ohne Hütlein und ein drittes Mal mit Pech an den Ohren, weil ihm also böse Burschen die Liebeslust auf fremdem Boden austreiben wollten.

Es schliefen in selber Nacht der Westfale und der Eidgenosse schon lange, als Hansjakob noch auf der hintern Ofenbank saß und die Hand auf dem schlummernden Kätzlein hielt. Das war der Ort, wo seine wichtigsten Gedanken geboren wurden. Da war in ihm die Frage erwacht, woher eigentlich Kain seine Ehefrau geholt. Das Ende war Kopfschütteln, und damit war der Freigeist von Linda fertig. Hier an dieser Stelle wurde ihm einst klar, daß er für die Eidgenossenschaft etliches leisten müsse. Er beschloß, Kantonsrat zu werden, stand auf und schritt zu dem Schriftstück an der Wand, das in Glas und Rahmen und also begann: „Im Namen Gottes des Allmächtigen ...“ Da erhoben sich diese Worte vor dem Burschen groß und heilig, und dahinter wuchs hinauf zum Riesenfirn die ganze eidgenössische Verfassung. Alsdann setzte sich Hansjakob bescheidentlich auf die Ofenbank und tat den großen Verzicht. Dafür schwur er dem Vaterland, sein ganzes Sinnen und Trachten darauf zu richten, daß nur ein ganz Würdiger, ein Großer vom Lindafeld aus in den Ratsaal der Stadt ziehen sollte...

In dieser Nacht aber nach der Erscheinung des lieblichen Mädchens ward Hansjakob seines zum zweiten Mal jung gewordenen Herzens bewußt, und diesem Herzen tat die Liebe not. Er wollte reisen, sie zu suchen, morgen schon. Aber wohin? Dem Rhein nach oder ihm entgegen, ins eidgenössische Land hinein oder ins badische Gebiet? Ein Sternlein fiel hinter dem Grünbuck hernieder. „Hm,“ sagte Hansjakob, „das nehme ich zum Zeichen, dort geht mein Weg!“

In später Nachtstunde träumte ihm, er stehe vor der großen Landkarte mit dem langen Riß und der alte hohe Schulmeister nehme ihn am Ohr und rufe: „Hansjakob Rot, welche Form hat das Land Italia?“ Und Hansjakob schreie: „Die Liebe ist ein Strumpf und doch kein Strumpf!“ Kaum hatte er geendet, flog er, kräftig gestoßen, in die Weite und ward von furchtbaren südländischen Räubern erfaßt, die ihn in einen gewaltigen Stiefel steckten.

In Todesängsten erwachte Hansjakob, aber neuer Schrecken erfaßte ihn; denn der Sturm ging draußen und warf die Zweige des Birnbaums klatschend ans Fenster. Das war, als ob dort der tote Bruder mit Geisterhänden schaffte. Nein, Hansjakob zöge nimmer allein auf Liebesfahrten aus. Böse Dinge könnten dem Einsamen widerfahren. Der Pädagoge mußte ihn begleiten. Ob diesem Entschluß ward seine Seele ruhig.

Fest hielt des andern Tages Herr Hansjakob die Zügel des Rößleins Wilhelm Tell, als sie ins badische Land hineinfuhren. Und es war ein festliches Gefährt. Dem Gaul nickten zwei weiße Röslein von den Ohren. Dem Freiersmann blühte ein mächtiger Maien auf der Brust. Der Pädagoge aber trug das Sträußlein auf dem Hut, seinem

Wandersinn und seiner objektiven Stellung in kommenden Herzenssachen angemessen. Heini Züricher hatte zwar den Antrag gestellt, daß Hansjakob wie ein Sänger auf dem Gaul einherreiten solle und er als junger Genoß ihm zur Seite. In Anbetracht des hohen Rosses und des kurzen Reiters und des mühevollen Auf- und Absteigens wurde dieser literarische und malerische Aufzug unterlassen.

Gegen Abend kamen sie durch bescheidenes Land. Das ließ den Blick ruhesam werden und beschaulich. Nun tat Hansjakob dem Gefährten kund, daß er drei Frauen aufsuchen wolle. Die Liebe hätte er für alle, doch müsse es gewiß sein, welche wohl am besten zum Tannenhof, zu Linda und zur Eidgenossenschaft passe. Er hätte noch eine vierte Dame im Auge, doch drei sei eine gute Zahl. Drei heilige Könige seien an des Heilandes Geburtsstätte erschienen, doch glaube er nicht daran, dies sei vielmehr ein entlehntes Märlein. Aber am dritten Hornung sei er geboren und am dritten Heumonat sei ihm der Bruder gestorben, und wenn das nicht wäre, säße er nicht hier auf einer so schönen und erwartungsvollen Fahrt begriffen. Auch hätten sie einmal eine seltsam kluge Kuh gehabt, die dreimal drei Kälblein geworfen. Die eine seiner Erwählten wäre nun eine Wittib, die zweite eine geschiedene Ehefrau und die dritte eine ältliche Jungfer. Vorerst kämen sie zur Witfrau, die ihm aus fernen Zeiten noch verwandt. Das sei eine bestandene Person und stünde dem Tannenhof gar wohl an, wenn sie so breit und solid unter der Eichentür dem abziehenden Hansjakob gute Fahrt wünsche, wenn er auf politische Pfade reisen wolle, was ihm nämlich nebenbei im Sinne liege. Doch dies sei das Häkchen: neben einer so schaffigen Frau käme er leicht selber wieder ins Schaffen hinein, was Gott verhüte; denn er sei ein Philosoph. Auf alle Fälle würde er den Punkt über das Schaffen schriftlich feststellen.

Unter solch abklärenden Reden rückten sie im Abendschein einem freundlichen Hofe näher. Wie sie dort ankamen, wo Hansjakobs erster Besuch galt, öffnete sich das rebenumrankte Pförtlein leise und langsam, und heraus trat das liebliche Mädchen, das tags zuvor den Männern im Tannenhof erschienen. Es warf aus schönen traurigen Augen einen kurzen Blick auf die beiden und ging nach stillem Gruß schlank und leicht die Landstraße weiter.

Wilhelm Tell, das Rößlein, senkte den Kopf und hielt. Auch Heini Züricher ließ das junge Haupt im Sinnen hängen; denn er fühlte sich ob dieser zweiten Begegnung auf bestem epischem Wege und merkte daneben schon eine süße Traurigkeit in sein Herz einziehen. Hätte er Tinte und Feder gehabt, die Verslein wären ihm scharenweise entschlüpft, Verse im Volksliederton.

Herr Hansjakob griff nach seiner Brust. Es war, als hätte sich dort etwas gekehrt. Auf einmal spürte er für alle seine Herzensdamen keine Leidenschaft mehr. Es war ihm, die Liebe warte seiner an anderem Orte. Aber Wilhelm Tell, das Roß, verlangte nach des Hofes Rast. Und es ging geradewegs zum Brunnen, der unter junger Linde plätscherte. Sonst schien Haus und Hof in Stille zu feiern. Die beiden Eidgenossen setzten sich zum breiten Schiefertisch unter dem Hausdach, allwo mit Kreide fest geschrieben stand:

„Stüdeli lauf, Stöckli spring, Bäumli flüg,
daß alles im Blei, wenn i wieder chum hei!"

und weiter unten stand in anderer Handschrift mit zitternden Zügen: „Es grüßt euch das Anneli."

„Der obere Vers stammt von meiner Frau Base, der Gruß weiter unten wird von dem schönen traurigen Kinde sein," sagte Hansjakob.

„Stüdeli, Stöckli, Bäumli?" fragte der Pädagoge.

„Ei ja," begann sein Gefährte, „Stüdeli, Stöckli, Bäumlein, ist mir doch grad, als kämen drei Englein angeflattert und setzten sich mir auf mein Brusttuch, und es wird mir so wohl und leicht ob der Last. Stüdeli, Stöckli, Bäumlein, eigentlich heißen sie Margret, Marei und Magdalene. Und das ist ihres Vaters Vermächtnis: es hat jede ihr eigenes Reich da draußen, dem ihr Sorgen und Schaffen im besondern gilt. Und Margreten sind die Erdbeerplätze, Mareien die Reben dort am Hang und Magdalenen die Rosenfelder. Erdbeeren und Rosen wandern zum größten Teil in unsere Stadt, von Mareiens Rebensaft trinkt man im deutschen ‚Adler' zu Dietenhofen."

Da ging das Pförtlein, und herein kam ein zierlich dunkles Mägdlein. „Stüdeli," sagte der Schulmeister leise dahin, und er vermeinte, im Walde ein köstliches Beerlein gefunden zu haben.

Aber das Pförtlein ging abermals, und ein rundliches rotwangiges Mägdlein erschien. „Stöckli," sagte der Schulmeister leise, und er meinte, eine süße Traubenbeere verschluckt zu haben.

Und das Pförtlein ging zum dritten Mal, und ein großes schlankes Mädchen trat herein. „Bäumlein," sagte der Schulmeister laut, und es lag in seinem Ton, als ob er in freudigem Wundern vor einer hold erschlossenen edeln Rose stünde.

Margret, Marei und Magdalene gingen mit freien Schritten und Grüßen auf die beiden Männer zu. In ihrem bewillkommenden Lächeln saß der Schalk. Herr Hansjakob aber tat und grüßte mit steifer Würde und Feierlichkeit; denn ob solch dreifältiger Anmut ward ihm ganz fromm ums Herz. Die Mutter sei über den Berg zum Schweizer Aehni, sagte Margret, so stehe es auf dem Tisch. Sie ziehe oft plötzlich des Abends aus. Dann halte sie nachts über mit dem Großähni Rat und in der Morgenfrühe wandere sie wieder rüstig heim zur Arbeit.

Derweil hatten sich Marei und Magdalene über den Tisch gebeugt. „Das Anneli! Armes Anneli!" entfuhr es ihnen. Hansjakob erzählte von der zweimaligen Erscheinung der lieblichen Jungfrau Anneli, von der sie gerne Näheres erfahren möchten. Sie wollten vom Anneli erzählen, versicherte Magdalene, wenn ihre abendlichen Arbeiten zu Ende.

Frank Buchſer (1828—1890).

Gottfried Keller (Oelbildnis 1872).
Original im Gottfried Keller-Stübli der Zürcher Stadtbibliothek.

Es währte auch nicht lange, so flogen am Haus die Fensterladen auf, die vor der sengenden Sonne geschützt, und das Abendlicht fiel auf blanke Scheiben und blühende Maienstöcke. Und bald da, bald dort bog sich Margrets brauner Kopf zum Fenster hinaus. Sie gab den dürstenden Stöcklein sorgfältig den labenden Trank. Aus der Küche aber tönte es von krachenden und prasselnden Scheitern, und hurtig stieg ein feines Wölklein zum Kamin hinaus in den klaren Abendhimmel. Magdalene hinwiederum schritt lockend durch den Hof; da flatterte und flog es in Scharen daher.

„Sehet, Schulmeister Züricher," sagte Hansjakob, „merket Ihr nicht die Frau, wenn sie gleich über den Berg? Spüret Ihr nicht ihre Gewalt im Hause, daß Ihr meinet, Ihr müsset nun auch laufen und schaffen? Aber meinet Ihr, das sei ein leichtes Ding, wenn die Fünfliber in der Tasche klappern und die Napoleons und die Philosophie einem im Kopfe ackert? Also wenn ich übereilig würde, Heini Züricher, so gebt mir einen Tritt auf den linken Fuß, daß ich die Worte klug wähle und wäge: so halb und halb, nicht lösend und nicht bindend! Und merket Euch meine Drehung und Wendung, daß es Euch ein Beispiel sei, wenn Ihr selbst dereinst auf diesen schwierigen Punkt geratet!"

(Schluß folgt).

Gottfried Keller-Stätten.

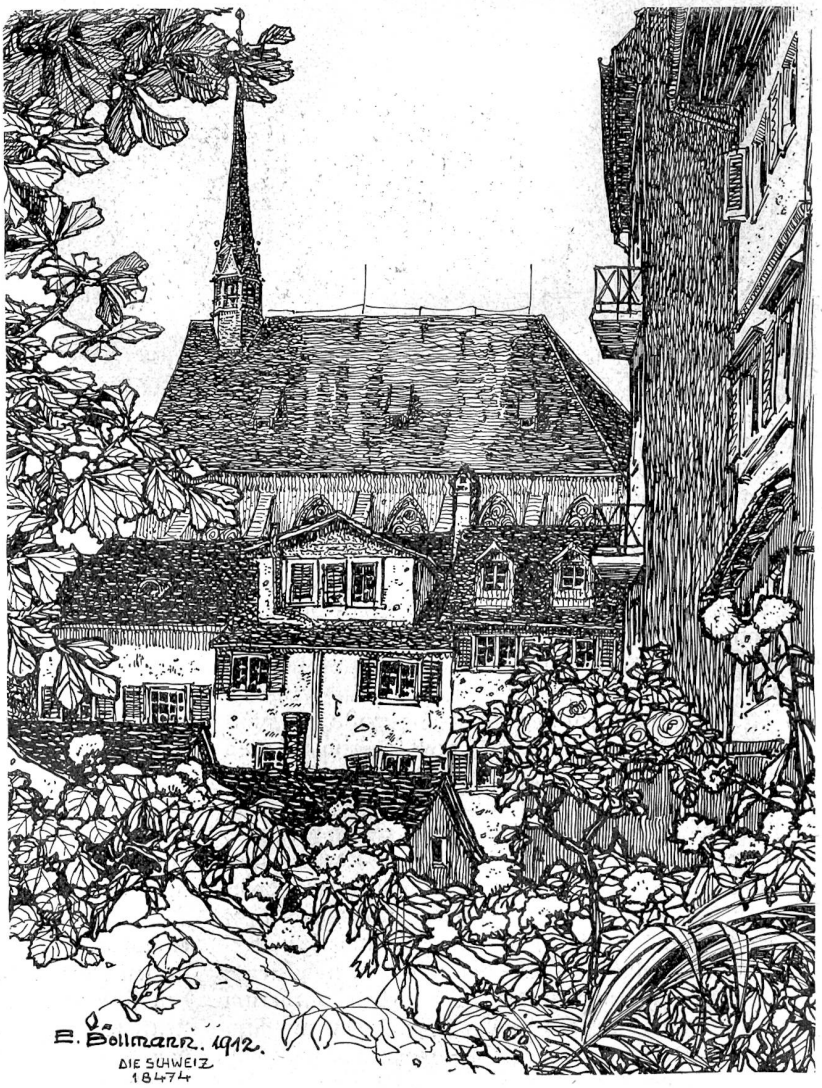
Nachdruck verboten.

Plauderei von Olga Amberger, Zürich.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalen von Emil Bollmann und Dora Hauth und nach photographischen Aufnahmen.

Man weiß es ja: Die Stätten, worüber man unter dem Sterne Gottfried Kellers wandelt, sind allenthalben im Schweizerlande. Denn in jeder Stadt, in jedem Tale der Schweiz sticht als munterer Wegweiser ein Türmchen von Seldwyla in den blauen Tag hinauf. In manchem schlägt immer wieder — gestern, heute, morgen vielleicht ein vorwitziges Glockenspiel an und verrät irgend eine verkehrte Hantierung, ein verfehltes Wagestück, einen schnurrigen Vorgang. Und alsobald springt einem das lächelnde Behagen auf die Lippen, solcherart, daß man den vernommenen Laut weitergeben möchte an den feinen Schalk Kellers, der einen auf diese Dinge merken hieß. Dann bekäme die Angelegenheit auf einmal, es könnte sein, mit einer einzigen unnachahmlichen Wendung, ihre Unsterblichkeit. Mitunter aber spürt man das heiße Gelüste, solch ein klingendes Türmchen in nächster Nähe auszuwittern oder doch die Orte heimzusuchen, wo der Dichter köstliche Eingebung empfing. Man brennt darauf, die Pfade zu beschreiten, über die der grüne Heinrich von Anfang an ging, oder frischweg in alten steilen Zürcherhäusern über finstere Treppen emporzuklettern bis ins Dachstübchen hinauf. Keineswegs, daß man das alles nicht im Sinne trüge, im Grunde des Herzens sogar, und überdies in der poetischen Verklärung Kellers, in der nichts zu klein und eitel, nichts zu groß und nichts zu ernst oder lächerlich wurde, weil jedwedes einfach natürlich zum außergewöhnlichen Wesen sich umschmolz.

Das Geburtshaus „zum goldenen Winkel" im Zürcher Neumarkt möchte man von Angesicht sehen! Vielleicht stammt es von der ersten Ueberbauung des Nünmarktes im vierzehnten Jahrhundert her. In Kellers Jugend hat es noch einige Jahre enge Nachbarschaft gehalten mit dem Kronentor. Das war damals am



Emil Bollmann, Kyburg. Ausblick von Gottfried Kellers Geburtshaus („Zum goldenen Winkel") nach der Predigerkirche. Federzeichnung.